

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. R a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Prof. A. Ernst, Watertown, Wis.; alle Wechselblätter adressire man: Gemeinde-Blatt, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. Th. Zitel, Milwaukee.

13. Jahrg. No. 18.

Milwaukee, Wis., den 15. Mai 1878.

Lauf. No. 339.

Die Kirche.

(Von H. v. Harless.)

Raum blumenhaft, ein Stenglein klein
Stellt sich im Erntemonde ein,
Als Taufend schön und Amaranth
Vor andern Blumen ist's bekannt,
Läßt brechen ab sich ungeschent,
Und wächst doch fort in stiller Freud!

Und wenn die Blumen alle sind
Vergangen vor dem Winterwind,
Sprengt man ein wenig Wasser nur,
So grünt es wie auf Sommers Flur,
So daß du selbst im Winter dir
Es flechten kannst zu Kranzeszier.

Drum keinem andern Blümelein
Mag gleicher wohl die Kirche sein;
Ihr blutgewaschenes Gewand
Ist erst der rechte Amaranth,
Und in den Thalen, auf den Höh'n
Findst du kein bitter Taufend schön.

Ob man es auch mag brechen ab,
Erhebt es wieder aus dem Grab,
Ja gibt sich selbst, ihm zum Gewinn,
Dem Kreuze gern und willig hin,
Im Leid voll Trost, im Streit voll Huld,
Voll gläub'gen Muth's und voll Geduld.

Und wenn es Gott auch also schickt,
Daß da manch Reislein wird geknickt,
Bleibt doch der Stamm zum guten Hort,
Verwelket nie und nie verdort,
Ja schlägt erst recht im Wintergraus
Ja Blättlein und zu Zweiglein aus.

Denn unverwelkt und unverdorrt
Die Kirche bleibt fort und fort;
Des Lebens Wasser fließt gar rein
Aus Quellen ihr in Felsgestein,
Und trägt sie auch des Tod's Gestalt,
Hat doch an ihr kein Tod Gewalt.

**Daß in unsern Gemeinden nichts re-
gieren soll als Gottes Wort.**

III.

Wir haben in zwei früheren Betrachtungen auf einige Hindernisse hingewiesen, welche der alleinigen Herrschaft des Wortes Gottes in unsern Gemeinden im Wege stehen. Man darf nun freilich nicht denken, daß, wo diese Hindernisse nicht stattfinden, schon deshalb das Wort Gottes die ihm gebührende Stellung einnehme und also alles gut stehe.

Freilich ist dieses das Erste, daß eine Gemeinde sich erst einmal äußerlich das Wort Gottes in seiner Reinheit gefallen läßt und demselben nicht widerspricht. Aber dann soll dasselbe auch von den einzelnen Seelen gläubig angenommen werden, sodaß sie ihm gehorsam sind. Daß das der Wille Gottes ist, bezeugt der Apostel Paulus, wenn er bekennet, daß er „Gnade und Apostelamt empfangen habe unter allen Heiden den Gehorsam des Glaubens aufzurichten in Christi Namen“ (Röm. 1, 5). Solcher Gehorsam soll auch in unsern Gemeinden aufgerichtet werden. Da müssen wir nun freilich gestehen, daß wir von der völligen Erreichung dieses Heiles noch recht weit entfernt sind.

Es kommt auch in unsern Gemeinden vor, daß Leute zwar sonst zugeden, daß die Bibel Gottes Wort ist, trotzdem aber in Bezug auf einzelne Schriftstellen bei Gelegenheit einmal erklären, daß sie dieselben nicht glauben können. Andere hätten sich wohl so etwas zu sagen, aber man merkt aus ihren ganzen Reden und Verhalten doch, daß es mit ihnen nicht viel besser steht. Wiederum andere, und deren Zahl dürfte schon größer sein, sind wenigstens zweifelhaft, ob gewisse Dinge, die offenbar in der Schrift stehen, wohl wahr und unumstößlich gewiß sind. Daß man auch in lutherischen Gemeinden diese verschiedenen Menschenklassen antrifft, lehrt die Erfahrung, obwohl sich dieselbe naturgemäß im Allgemeinen der Beobachtung gern entzieht.

Und daß es so traurig unter uns steht, ist eigentlich auch gar kein Wunder. Man bedente doch einmal, daß unsere ganze Zeit eine Zeit des Zweifels und der Leugnung aller Wahrheit ist. Dieser Zweifel, besonders der an der Religion, wird in tausenden von gottlosen Zeitungen, Büchern und Pamphleten unter das Volk gebracht. Auch in öffentlichen Reden wird offen gegen das Christenthum zu Felde gezogen und dasselbe verhöhnt. Wenn da nun der Heilige Geist nicht ein Herz sonderlich behütet und fest macht, kann man sich denn wundern, wenn es fällt? Muß man sich nicht vielmehr wundern, daß bei dem angeborenen Hange des Menschen zum Unglauben sich noch so viele zum Christenthum bekennen?

Was können und sollen wir aber thun, damit es, so Gott Gnade giebt, besser werde? Zunächst müssen wir freilich einsehen, daß hier mit unserer

Macht nichts gethan ist und wir gar bald verloren sind. Wir sollen deshalb nicht auf uns selbst trauen oder meinen, wir könnten etwas ausrichten, sondern allein auf Gottes Wort unsere Hoffnung setzen. Zum andern aber sollen wir bedenken, daß dies Wort nicht Tod ist, sondern „lebendig und kräftig und schärf, denn ein zweischneidig Schwert, und durchdringt, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens“ (Ebr. 4, 12). „Das Wort Gottes ist zwar nur ein Wort, aber in demselben ist eine sonderliche und göttliche Kraft. Darum gehet es ohne Frucht nicht ab; derhalben man dasselbe immerdar predigen, hören, handeln und treiben muß, bis der Heilige Geist einmal komme.“

Wir müssen also vor allen Dingen danach trachten, daß dies Wort in seiner Lauterkeit reichlich unter uns wohne. Geschieht das, dann stellen sich die seligen Wirkungen desselben von selber ein.

Zum Worte Gottes aber gehört Gesetz und Evangelium. Beides soll klar und deutlich verkündigt werden, stets neben einander hergehen und doch nicht in einander gemischt werden. Auch für diejenigen, welche nicht die Schrift für Gottes Wort halten, giebt es kein anderes Heilmittel, als Gesetz und Evangelium, Buße und Glauben. Man legt heutzutage viel Gewicht auf die gelehrte Vertheidigung, die sogenannte Apologetik, des Christenthums, und wir wollen dieselbe an ihrem Orte gern anerkennen. Nur meine man nicht, daß man dadurch die Ungläubigen zur Annahme des wahren Christenthums bringen werde. Nein, dazu gehört vor allen Dingen, daß die Leute erst einmal ihre große Noth, das ist ihre Sünde, erkennen; und daß sie dahin kommen, dazu muß ihnen das Gesetz in seiner ganzen Schärfe gepredigt werden. Erkennen sie aus diesem Spiegel ihre wahre Gestalt, wie sie von der Sünde entstellt ist, so daß an ihnen gar nichts gutes mehr ist, sondern eitel verdammliches, und läßt sie dazu der Herr die Gnadenbotschaft seines Evangeliums vernehmen, und verleihet ihnen den Heiligen Geist, daß derselbe ihre harten Herzen öffne, dann wird ihnen geholfen. Sie nehmen das Wort mit Freuden an, halten es für ihren höchsten Schatz und möchten von ganzem Herzen ihm gehorsam sein.

In einem solchen Herzen regiert nun Gottes

Wort wirklich, aber doch nicht ohne Widerstand. Denn auch der gläubige Christ hat ja den alten Adam noch an sich, und das Fleisch gelüftet bekämpft wider den Geist. Aber der alte Adam wird doch täglich erkauft und muß sterben mit allen Sünden und lösen Lüften. Zur Herrschaft aber darf er nicht wieder kommen. Freilich geschieht auch das zuweilen bei einem wahren Christen, wenn er nicht wacht und betet und sich nicht unablässig an Gottes Wort hält, sondern sicher wird und muthwillig sündigt. Aber dann ist ihm nicht anders zu rathen, als daß er bußfertig wieder zu dem Herrn zurück kehre und ihm seine Schuld bekenne, auf daß er ihm auf's neue vergeben werde.

Unsere Aufgabe besteht also vor allem darin, daß wir, so viel uns Gott Gnade giebt, unter uns Gottes Wort auf den Plan bringen. Und zwar sollen wir das nicht allein dadurch thun, daß wir Kirchen und Schulen gründen, sondern daß wir auch in unserem Verkehr mit Brüdern und Weltleuten stets Gottes Wort zur Richtschnur nehmen. Wo es verachtet wird, da müssen wir dasselbig vertheidigen und uns zu ihm bekennen, wo man sich nicht nach demselben richtet, damit strafen, wo sich Noth und Jammer zeigt, dieses Heilmittel zu erst anwenden und alles Gute, was unter uns ist seiner Gnadenwirkung allein zuschreiben und ihm die Ehre geben. Geschieht das recht, so wird es je länger, je mehr auch die Herrschaft über die Herzen in unsern Gemeinden erlangen und also immer mehr nichts anderes unter uns regieren als Gottes Wort.

In den Schwachen mächtig.

(Nach N. Fries.)

(Schluß.)

3. Von Engeln getragen.

Es war ein trüber Decembertag gewesen, der sich seinem Ende zuneigte. In dem engen Stübchen der verlassenen Frau drehte sich aber noch das Spinnrad, trotz der immer tiefer sinkenden Dämmerung; die fleißige Spinnerin hatte so viele Jahre schon den Faden gezogen vom Kocken, daß sie's im Gefühl hatte. Trübe zogen die Gedanken ihr durch die Seele, wie die Herbstnebel draußen durch die Natur! Drückend lag die Einsamkeit auf ihrem Mutterherzen! In den sommerlichen Tagen, bei der Arbeit draußen in Garten und Feld hatte sie's weniger empfunden; jetzt seufzt sie, wenn nur der lange, dunkle Winter erst zu Ende wäre, und es sind doch noch Wochen bis Weihnacht!

Als ein rechter Tröster hatte ihr zur Seite gestanden der Hausgenosse aus dem Vorderstübchen, der alte Schuhlicker. Er versteht's, mit frischem Muth und allzeit frühlichem Vertrauen die Wolken und Nebel zu verjagen, daß der blaue Himmel wieder durchscheint; es gehe doch nichts über den blauen Himmel, wenn's auch man ein Stückchen wär' so groß wie ne Hand breit!

Heut ist Kriskhan Ludewig, in der Stadt gewesen, um Leder einzukaufen, da versäumt er es nicht gern, bei Tante Rebekka vorzusprechen und nach dem Kinde zu sehen, das er auf treuem Herzen trägt.

Nun kommt er, um Bericht abzustatten.

„Scheenen Abend och, Frau Nachbarin, un velle Grüße von dat Kind, se is nich bloß gut zu Weg, se is och uf guten Wegen, und das ist die Hauptsach! — Wächst sich immer mehr heraus, en nettes Ding, muß wahr sein, ein sehr nettes Ding!“

„Segen Sie Sich man erst, Nachbar,“ sagte die Frau, „ich will erst Licht anstecken.“

„Sitten thu ich alleweil schon, und Licht brauchen wir nich, denn reden können wir ohne dem, un wie wir beeden anschauen, det wissen wir schon lange, nich bloß von Außen, ich meene och von Binnen, und das is wiederum de Hauptsach.“

Ja, wat ich denn nu sagen wollt', also bestens zu grüßen, un in die lieben, hilligen Wihnachtstage dächte sie zu kommen, und de Frau Tante wollte villicht och mit raus kommen, hab' daneben zu bestellen, sei würd och en gut Stück Fleisch mitbringen zu 'ner Kraft-Supp, bin selber sogar darauf inventirt worden, wat meent se denn dazu, Nachbarn, is dat nich verwunderlich?“

Das war denn nun allerdings der Angeredeten sehr verwunderlich, denn Tante Rebekka hatte sie bei aller Freundlichkeit doch immer sehr von Oben herab behandelt und ihr noch niemals die Ehre eines Besuches angethan. Die arme Frau dachte schon mit einiger Verlegenheit daran, wie sie's der wohlthätigen Verwandten doch einrichten solle in ihrer Niedrigkeit!

„Das ist aber noch nich det Verwunderlichste bei der Geschichte,“ fuhr der Alte fort, „die Kleene hat es mir anvertraut, als sie mir so'n bisken det Geleite gab, de Tante is Ostern un Pingsten nich int Gotteshaus gewesen, nu will se nach langen Jahren zum ersten Mal hier ins Dorf mal wieder in die Kirche gehen. In der Stadt schauirt se sich, das arme Worm, vor die villen bekannten Leut', was die sagen würden, wenn se de Tante an so'n ungewöhnlichen Platz sehen dächten, darum will se hier den Anfang machen. Die Kleene meente ganz vernünftig, wenn man erst der Anfang gemacht wäre, dann würde unser Herrgott auch wohl weiterhelfen. Ich glaube überhaupt, die hat's die Tante angethan, so dick se is, man sollt es gar nicht denken. Das habe ich auch schon bemerkt, son bischen Gotteswort hat sie da eingesmuggelt, und das wissen wir ja wohl, Nachbarn, mit das Gotteswort ist es ein eigen Ding, nämlich es ist ein lebendig und kräftig Ding, und wo es sich einmal festgesetzt hat, da rumort es auch und macht allerlei Spectakel, daß man sich verwundern muß.“

Vor's Weitere' aber habe ich noch 'ne ganz appertige Nachricht, sie muß sich nicht davon alteriren lassen, Nachbarn, denn ich weiß wohl, 's wird ihr an's Herz greifen! ist nämlich was von dem Karl, ihrem Sohn. Der ist lezthin dem Kinde auf der Straße begegnet und hat sie bei der Hand gekriegt und gesagt, sie möchte doch Abends, wenn sie vorlese, n bischen lauter sprechen, daß man's draußen verstehen könne, unterm Fenster. Die Kleene liest nämlich alle Abend der Tante so'n paar Sprüche vor und betet an Vater-User. Als se nun aber den Karl, der ganz ernsthaft ausgesehen und keine Cigarre geraucht hat, gefragt hat, ob er denn nicht hereinkommen wolle, es wär' ja nichts dabei, da hat er man blos mit dem Kopfe geschüttelt und is davon!

Nachbarn, ich habe mir die Sache viel durch meinen alten Kopf gehen lassen, als ich langsam nach Hause gegangen bin; da drinnen, in der Stadt, mein' ich, passirt was! David ist auch man ein klei-

nes Kerlchen gewesen, als er den Goliath untergekrigt hat, ich sehe gar nicht ein, warum unsere Kleene nicht auch was ausrichten soll und große Leute unterkriegen, es kommt ja doch man allens darauf an, ob unser Herrgott mit dabei is. Und ich sehe wiederum gar nicht ein, warum Er nicht mit sollte dabei sein! — Na, Frau Nachbarin, un denke se sich das Alles man recht ordentlich durch, und nehm sie es auch in's Gebet, ich meine, das sind Alles sehr schöne Bottschaften, und ich komme mir ordentlich ganz unwürdig vor, ich altes Geschöpf mit so 'nem Leder-schurz, solche wichtigen Nachrichten zu tragen. In frühern Zeiten brauchte unser Herrgott zu so was seine schönen, heiligen Engel, mit weiße Kleider angethan, aber es ist ja zu Tag' Alles anders worn! Wünsch 'ne recht gute und wohltschlafende Nacht! — Damit ging der biedere Kriskhan Ludewig und ließ seine Zuhörerin allerdings in großer Verwunderung zurück. Aus ihrem Sinnen schrak sie um so mehr empor, als der Alte plötzlich draußen ans Fenster klopfte und hineinrief:

„Nachbarn, da muß en sehr großes Feuer in der Stadt ausgebrochen sein, seh' se mal, wo das aufsteigt an'n Himmel, das ist 'ne furchtbare Gluth!“

Die Beiden draußen auf dem Dorfe würden schwerlich ihre Nachtruhe gesucht und gefunden haben, wenn sie geahnt, was sich in der Nacht mit und bei der Feuersbrunst zutrug. Da dürfen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß beide gebetet haben um gnädige Abwendung der Todes-Noth und Gefahr für die Betroffenen, und daß namentlich der alte Schuhlicker seine Seele getrübet mit dem Wort: „Er macht Seine Engel zu Winden und Seine Diener zu Feuerflammen!“

Es war die größte Zucker-Fabrik in der Stadt, die in Flammen aufging. Wie Feuer-Thürme stieg es empor zwischen den sieben Stockwerk hohen Umfassungsmauern! die hohen Schornsteine ragten jetzt einsam aus dem Gluthmeer in den bluthroth gefärbten Himmel hinein. Das rasende, entfesselte Element spottet der Menschenmacht! — Ein furchtbar schöner Anblick.

Jetzt handelt es sich nur um großen Verlust an Hab' und Gut, — als aber das Feuer ausbrach, handelte es sich um Kostbareres: um vieler Menschen Leben.

In den verschiedenen Stockwerken vertheilt, auf den Trocken-Böden waren Hunderte von Arbeitern beschäftigt. Das Feuer, welches man zuerst zu bewältigen gehofft, griff mit einer so rasenden Schnelligkeit um sich, daß die Arbeiter von den höchsten Böden und aus den entlegensten Theilen der Fabrik nicht mehr die Treppen passiren konnten, sie mußten von draußen gerettet werden.

Der Werkmeister Lange ist unermüdet thätig gewesen bei der Rettung. Immer wieder ist er die hohen Leitern hinaufgestiegen und hat halb Ersticke in Rettungs-Säcken hinunterbefördert. Jetzt sollen alle gerettet sein, da schreit noch eine Frau um ihren Mann, er müsse noch droben sein, sie fleht den Werkmeister an, noch einen Versuch zu machen, er sei ganz oben auf dem siebenten Boden beschäftigt gewesen.

Also es gilt noch einmal, die furchtbare Meise zu unternehmen. Lange steigt entschlossen hinauf und verschwindet im Innern des brennenden Gebäudes, die Flammen schlagen bereits jetzt aus den Fenstern des vierten Stockwerks. Athemlos wartet man unten auf sein Wieder-Erscheinen. Er kommt

nicht. Er kann nicht mehr zurück! heißt es, — Rauch und Dampf haben ihn erstickt!

In dem dichten Menschengewühl, an eine Mauer gepreßt steht ein todtbleiches Mädchen — ihre Augen sind mit dem Ausdruck rasender Angst auf das brennende Gebäude gerichtet, auf den Punkt, wo die hohe Feuer-Leiter angelehnt, wo der Werkmeister verschunden ist — ihre Lippen zucken, ihre gefalteten Hände sind fest in einander gepreßt. Es ist Anna, die um ihren Vater zittert — ihre Lippen können nicht beten, aber ihre ganze Seele ist ein Angstschrei, der nach oben steigt, ein unansprechlicher Angstschrei!

Tante Nebekka, die eine besondere Liebhaberei dafür hat, Feuer zu sehen, obgleich sie sehr dabei lamentirt, ist im Gedränge von dem Mädchen abgekommen; Anna ist ganz allein zwischen dem rohsten Volkshaufen, dem das Entsetzliche weiter nichts ist, als ein Schauspiel, eine Unterhaltung. Aber Anna weiß gar nichts von ihrer Umgebung, sie weiß nur eins: daß ihr Vater in den Feuertod gegangen, und sie liebt diesen Vater! sie hat ja gelebt von der Hoffnung, sich diesen Vater zurück zu erbeten.

„Da ist er!“ schreien auf einmal alle Stimmen. „Da oben auf dem Dache! er hat sich drinnen nicht mehr halten können und ist aus dem Dachfenster gestiegen? — Aber was nun? — Da hinauf reicht keine Leiter, die höchste nur bis ins fünfte Stockwerk. Man muß ihm Stricke zuwerfen!“ heißt es. „Aber zuvor müssen die Leitern verlängert werden. Darüber geht Zeit verloren! Das Dach wird schon heiß unter seinen Sohlen. Man steht's, er muß hin und her laufen! Jetzt wirft er sich auf die Kniee! er hebt seine Arme wie bittend und hilfessuchend empor! Anna sieht es Alles, ein Hilfeschrei entflieht ihrer Brust — kein Mensch hört ihn in dem rasenden Getümmel, — ob er wohl durch die Wolken dringt?

Jetzt werden die Leitern aufgerichtet, ein junger, schlanker Mensch fliegt die Sprossen hinan mit dem Rettungsseil, die Leiter schwankt unter seiner Last, jetzt ist er oben, jetzt versucht er den Wurf, er mißlingt, zum zweiten Mal, — das Seil fällt wieder zurück, — er biegt sich weit, weit zurück, um zum dritten Wurf auszuholen, vom Dachrande streckt der Werkmeister seine Arme weit v. r., — er hat das Seil befestigt — jetzt läßt er sich herab — er schwebt über der grausigen Tiefe — der junge Mensch auf der Leiter ist weiter herabgestiegen, um dem Heruntergleitenden Platz zu machen — jetzt ist die Leiter erreicht, er hilft seinen Füßen die Sprossen zu betreten, er stützt ihn, hält ihn, trägt ihn beinahe!

„Karl! mein Bruder!“ hauchen die bleichen Lippen des Mädchens; „er hat ihn gerettet!“

Jetzt ist sie wie neu belebt, sie gleitet durch die Menge, sie schlüpft zwischen, unter dem Gedränge weg — sie muß hin — sie gehört mit dazu!

Da liegt der starke Mann in einer Tod ähnlichen Ohnmacht, — man bringt Wasser, man sprengt es ihm in's Gesicht, er öffnet die Augen — seine beiden Kinder beugen sich über ihn — er steht von dem einen zum Andern — ein heller Schimmer geht durch sein ernstes Antlitz, dann schließt er wieder die Augen.

„Bringt ihn weg!“ heißt es jetzt — wohin aber? — Da tritt resolut Tante Nebekka vor; wohin? ich werd' euch den Weg zeigen! es ist nicht weit: eben übern Markt in der Ecke links!

So brachten sie ihn an einen guten Ort, sein

Kind ging neben ihm, als sie ihn trugen. Carl hatte sich wieder in der Menge verloren.

Engel hatten ihn aus der feurigen Gluth getragen und sein Leben dem Tode entrissen — Engel trugen ihn dahin, wo auch seine Seele dem Verderben entrissen werden sollte! —

Da lag er, der starke Mann, wie zerschlagen! Die Handsflächen geschunden vom Herabgleiten am Rettungsseil, — die Fußsohlen voll Brandblasen; der Kopf glühend in Fieberhitze. Gesprochen hatte er noch gar nicht!

Gegen Abend versiel er in eine wilde Urruhe! er wollte hinaus! wollte Menschen aus dem Feuer retten! Die Frauen konnten ihn nicht halten. Da kam Carl, er suchte ihn zu beruhigen, — aber die Urruhe wollte nicht weichen. — Anna hatte zu seinen Füßen gestanden, jetzt trat sie oben heran und legte ihm ihre beiden Hände auf die Stirn — da sank er zurück mit einem tiefen Seufzer und ward ganz still. Die ganze Nacht hat sie an seinem Bette gesessen; an seine heißen Lippen brachte sie kühlenden Trank und an seine arme Seele brachte sie eben so oft ein tröstendes Gotteswort, und ihre Stimme war dabei so leise und lind! — — —

Am dritten Tage nach diesem Abend leuchtete das Licht wie sonst aus dem Stübchen der einsamen Frau in die dunkle Decembernacht hinaus. Des Lichtes Schein fiel so ruhig in die Dunkelheit wie immer, aber drinnen klopfte ein Herz in banger Erwartung.

Am Morgen dieses Tages erst hatte sie die Kunde empfangen von Ereignissen, die sie doch so nahe angingen und zugleich die Botschaft, daß ihr Mann und ihre Kinder am Abend kommen würden, wenn sie die Annahme nicht verweigern wolle!

Da ist die einsame Frau auf ihre Knie gefallen und hat lange, lange auf ihren Knien gelegen, — ihre Lippen konnten's nicht aussprechen, was ihre Seele bewegte, — aber der ins Verborgene sieht, hat ihr Dankgebet nicht verachtet!

Nachdem die Folgen der überstandenen; furchtbaren Aufregung überwunden waren, hatte der Werkmeister lange sich bald erholt. Mit verbundenen Händen und Füßen haben sie ihm in einen Wagen geholfen, seine Tochter sitzt neben ihm, und Karl hat die Zügel in die Hand genommen.

Jetzt hält der Wagen. Das Licht erscheint auf der Thürschwelle, eine lebende Hand hält es, und ein in Thränen stehendes Auge späht in das Dunkle hinaus.

Jetzt treten die Gestalten aus dem Dunkel hervor. Anna führt ihren Vater und Bruder dem Licht entgegen! aus der Finsterniß ans Licht! — — —

Als unser Heiland der Wittve Sohn zu Nain erweckt hatte und wir armen Menschenkinder nun wohl erwarten könnten, daß von großem Jubel berichtet werden müsse, da lesen wir nur: „Und er gab ihn seiner Mutter.“ Damit ist's aus — kein Wortlein mehr! — Warum denn nicht? — Weil's sich nicht beschreiben läßt.

Darum ist auch diese Geschichte hier aus. Nur noch das Eine: An diesem Abend schlug Anna zu guter Letzt ihr Büchlein auf und fand den Spruch:

„Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!“

Verfolgung des Evangeliums in Böhmen.

(Fortsetzung.)

Wenn nun aber auch manche Heuchler gerne zu den Feinden des Evangeliums übergangen und auch viele aus Schwachheit des Fleisches den Versuchungskünsten und der Grausamkeit der Jesuiten erlagen, so haben doch Tausende und aber Tausende sich durch keine noch so ausgesuchte Marter abwendig machen lassen, sondern sind treu geblieben bis in den Tod.

Wir können ja nicht einmal die Namen dieser standhaften Bekenner anführen, aber das Schicksal einiger wollen wir doch als Beispiel mittheilen.

Ein merkwürdiges Beispiel der Treue gegen den evangelischen Glauben gab ein sehr angesehener Mann zu Prag, Martin Schöckel, Leib- und Hofapotheker dreier österreichischen Kaiser und zugleich Kirchenvorsteher. Schon seine Mutter war mit ihm und seinen acht Geschwistern einst aus Steyermark um ihres Glaubens willen geflüchtet. Nach der Schlacht von Prag verlor er Tausende, und endlich mußte er, obgleich der kaiserliche Statthalter sein Gönner war, auch auswandern; denn der Jesuiten Wille, daß alle Evangelischen entweder katholisch werden oder aus Prag weichen sollten, drang durch. Viele angesehene Leute wünschten sehr, diesen Mann nicht zu verlieren, redeten ihm daher zu, seinen Glauben zu ändern, und sprachen Verheißungen gegen ihn aus, Andere versuchten den Weg der Drohungen. Aber er erklärte ungeschont: er werde in Glaubenssachen Gott, in zeitlichen Dingen jedoch dem Kaiser gehorchen, folglich aus dem Lande weichen. Man setzte ihm eine Frist von vierzehn Tagen; aber er ging schon nach acht Tagen und verließ Haus und Hof, einen schön n Garten, zwei wohlbestellte Apotheken und ansehnliche Schuldforderungen. Er hatte auch zu fürchten gehabt, daß man seine Kinder wegnehmen und in Klöster stecken werde; darum entfernte er schnell seine Tochter und that den Sohn auf die Fürstenschule zu Meißen. Er selbst zog nach Dresden und erkaufte nachher die Salomoneapothek in Leipzig, wo er im Kriege zwar noch Angst und Schrecken genug litt, aber doch Predigt und Abendmahl unverfälscht haben konnte.

Die Stadt Rutenberg war damals reich an Silbergruben und der lutherischen Lehre treu ergeben, hatte auch ein berühmtes lutherisches Gymnasium. Als hier nun die Verfolgung begann, verringerten sich auch die Einnahmen der Regierung, und es wurde deshalb bestimmt, daß die Bergleute dort zehn Jahre lang ihre Arbeit fortsetzen, jährlich eine bestimmte Summe zahlen, aber dafür auch Religionsfreiheit haben sollten, so daß keine Befehrsungseinquartierung sie beunruhigte. Gleiche Vergünstigung wurde auch der Bergstadt Joachimsthal zu Theil. Da war große Freude unter den Bürgern. Doch die Regierung hielt den Vertrag kaum fünf Monate. Die Einflüsterungen der Jesuiten bewogen den Kaiser, unter dem Vorwande zu besorgender Empörung, die Soldaten in diese Gegend wider einrücken zu lassen. Sie kamen im Dezember 1623 in die Stadt, und sogleich begannen Religionsverhandlungen. Die Bürger waren, jenes klar lautenden Vertrages sich bewußt, auf das Höchste bestürzt und steheten in einer Bittschrift, daß wenigstens, um die Bergarbeiter nicht zu ver-

lieren, ihnen die Vergünstigung zu Theil würde, nicht gewaltsam behandelt zu werden. Statt der Antwort erging ein Befehl, in die Wohnungen des Bürgermeisters Hlasva und anderer Rathsherren und Bürger, als der Stimmführer der ketzerischen Partei, je zwanzig Musketiere einzuquartieren, welche Jeder so lange beköstigen mußte, bis er als Beweis geleisteter Befehrs einen Beichtzettel von einem katholischen Beichtvater aufweisen konnte. O, das waren höchst betrübte Weihnachtstage! Den zügellosen Soldaten mußten die reichlichsten Mahlzeiten und die köstlichsten Speisen vorgesetzt werden und sie plagten auf die willkürlichste und mannigfaltigste Art die guten Männer. Aber die geduldige Standhaftigkeit derselben hielt unbesiegt aus. So lange sie konnten, gaben sie Alles her; da sie aber nichts mehr hatten, entzogen sie sich theils durch die Flucht weiteren Mißhandlungen, theils übergaben sie geradezu die Schlüssel den Soldaten und entsagten ihres Hauswesens Verwaltung.

Da man also mit den Rutenbergern seine Zwecke nicht erreichte, ward das Weitere dem Spanier Huerda übertragen. Am Oftersonnabend hielt er seinen Einzug, in der Rechten ein bloßes Schwert tragend und von einer Schaar Kürassiere begleitet. Ach, so war das Ofterfest noch schmerzlicher, als das letzte Weihnachtsfest! Die Bürger mußten von seinen Barbareien in andern Städten, zitterten bei seinem Einzuge, flohen in der Nacht in großer Zahl und suchten Zuflucht in benachbarten Städten und Dörfern. Da wirkte Huerda, nach Prag zurückgekehrt, ein allgemeines Verbot aus, bei hundert Thaler Strafe Flüchtlinge aufzunehmen und zu hegen. Dennoch gelang es nicht, Rutenbergs Bewohner zurückzubekommen. Da wurde im August allen Zurückkehrenden Straßlosigkeit zugesagt. Einige verließen sich darauf, es war zu ihrem Unglücke. Denn im folgenden Jahre ward ein neuer Rath gewählt, der aus leichtsinnigen Abgefallenen bestand (von denen mehrere nicht lesen und schreiben konnten, z. B. der neue Stadtrichter, welcher ein Pferdehändler gewesen war), und die Bürger wurden mit Hilfe der Soldaten dergestalt geplagt, daß endlich die meisten, durch die so lange anhaltenden Leiden gebrochen, den Verfolgern sich unterwarfen. Viele aber verließen Alles, nahmen Weib und Kind und ergriffen den Exulantenstab.

Jung = B u n z l a u, seit Jahrhunderten evangelisch und ein Hauptstift der böhmischen Brüder, war besonders übel angesehen. 1623 wurden die Geistlichen vertrieben und ein paar Capuziner an deren Stelle gesetzt. 1626 wurden drei Schwadronen Reiter dorthin geschickt, Bürger vertrieben und eingekerkert. Drei von diesen mußten zwei Ellen lange vierseitige Stäbe in die Hand nehmen, und auf diese ward ihre Schuld geschrieben. Auf des Ersten Stab stand: Adam Trubaoz wird verwiesen, weil er gesagt hat: Keiner habe die Macht, seinem Gewissen etwas zu befehlen, und er werde nicht, wie Andere, seine Seele dem Teufel weihn. Auf der andern Seite stand: Ihr habt wollen euren König verweisen — siehe, nun verweist euer König euch! Auf der dritten Fläche stand: Lerne gehorchen deinem Gott und deinem Könige! — Er hatte nämlich den Befehlern gesagt: seine Seele sei nicht bloß von Stroh, daß er so gering sie achten könne, und gefragt: ob der Kaiser, wenn er diese verloren gäbe, im Stande wäre, ihm eine andere zu geben? — Doch diese förmliche Verweisung schüchtern die An-

deren noch nicht ein. Nun wurden sie auf's Rathhaus gefordert und in verschiedene Gemächer eingesperrt, einzeln vorgerufen und befragt. Als der Stadtschreiber Myconius eintreten sollte, stellte man den Scharfrichter hin mit einem Schwert in der Hand. Da nun Jener, ein furchtsamer, doch sehr lebenslustiger Mann, diesen im Winkel stehen sah, versprach er sogleich, katholisch zu werden. Da waren die Herren froh, befahlen ihm, die Uebrigen zu ermahnen, ebenso gehorsam zu sein, und ließen ihn einstweilen heimgehen. Der Stadtschreiber ging nun zu diesem und jenem und meldete zitternd: nun werde es Ernst, der Scharfrichter stehe schon bereit. Und so beschwor er seine Freunde, ihre Rettung wahrzunehmen. Es waren aber auch zwei Magister unter den Eingekerkerten: Kezel und von Semanina. Diese warnten davor, den Muth zu verlieren. Jetzt ward Kezel selbst vorbeschieden und man setzte ihm so lange zu, bis er endlich unvorsichtiger Weise um eine Bedenkzeit nachsuchte. Nun ließ man den Semanina holen. Dieser hatte Kezels Schrecken erfahren und war desto aufgeregter. Als ihm dieser nun gar zum Beispiel vorgehalten wurde, spie er ihm mit den Worten ins Gesicht: du Treulozer, ist das deine Beständigkeit? Und nun stand er fest wie ein Fels und so auch die Andern alle. Auch Kezel kam wieder zur Besinnung und gedachte daran, daß einst seine Beschämung und Bestürzung vor Gottes Gericht größer werden könne, als nie vordem menschlichen. Er widerrief nun sein Versprechen und ward mit den Andern auch wieder in den Kerker geworfen. — Da man nun auf diese Weise den Evangelischen nichts abgewinnen konnte, so gab man ihnen Bedenkzeit — hatte doch der Kaiser genug mit seinen Feinden an den Grenzen des Landes zu thun. Aber im andern Jahr ging der Befehl ein, daß jene beiden „Hauptketzer“ ordentlich verwahrt und Alle bis zum Pfingstfeste katholisch werden sollten, wenn sie nicht das Bürgerrecht verlieren und verbannt werden wollten. Bald lief noch ein zweites Schreiben ein des Inhalts, daß die beiden „Hauptketzer“ andern Tags vor Sonnenuntergang die Stadt und dann das Königreich verlassen sollten, daß allen nichtkatholischen Einwohnern alle Rechte, Forderungen, Käufe, Verkäufe und bürgerliche Gewerbe untersagt werden müßten, daß endlich bis Ende Juni „laufenden Jahres“ Alle die heilige Religion angenommen haben sollten. Die Folgen waren: jene Beiden wurden nebst einigen Andern verwiesen; Andere wanderten, um weiteren Verfolgungen zu entgehen, freiwillig aus oder vielmehr: sie entwichen heimlich. Die Capuziner gingen selbst auf den Marktplatz und in die Häuser und versiegelten Läden und Buden, Bier- und Weinkelner. Wer dennoch Tuch, Leinwand oder andere Waaren verkaufen wollte, dem nahmen sie Alles weg und Niemand durfte auch nur murren. Da nahm nun die Mehrzahl, um nur verkaufen und kaufen zu dürfen, den katholischen Glauben an. (Schluß folgt.)

(Aus der Kirchengeschichte.)

St. Augustinus.

Der Mann, den wir heute den Lesern vorführen wollen, nimmt in der Kirchengeschichte einen hohen Rang ein. Man hat den h. Augustinus oft mit Luther verglichen und nicht mit Unrecht. Augustinus wie Luther lebte in einer Zeit, da das Vertrauen auf die Werkergerechtigkeit in der Kirche stark war; er wie

Luther betonte dagegen die Glaubensgerechtigkeit, und beide Männer waren durch ihre Lebensführungen für ihr Werk vorbereitet worden. Jedenfalls hat die alte Kirche seit den Tagen der Apostel keinen Mann aufzuweisen, der die Wahrheit des göttlichen Wortes, die zu unserm Heil geoffenbarte Gnade Gottes in Christo Jesu so klar und entschieden erkannt und gelehrt hätte, als Augustinus. Luthers Urtheil ist gewiß richtig, der zum östern Augustinus einen der besten Kirchenväter nennt. — Wir wollen nun zuerst seinen Lebensgang und dann seine Lehre ein wenig kennen lernen.

Aurelius Augustinus wurde am 13. November 354 zu Tagaste in Numidien (im nördlichen Africa) geboren. Sein Vater war ein Heide; seine Mutter Monica aber eine fromme Christin. Obgleich diese nun gar sehnlich wünschte, daß ihr Sohn auch ein rechter Christ werde, und ohne Unterlaß für ihn betete, unterließ sie es doch, ihn gleich in seiner Kindheit dem Herrn durch die h. Taufe darzubringen. Dazu bewog sie die damals verbreitete irrtige Meinung, daß die Sünden, die ein Mensch vor seiner Taufe gethan hat, durch die Taufe alle vergeben werden, für die Sünden aber, die nach der Taufe geschehen, müsse der Mensch selber büßen. Dieser Irrthum sollte sich an Augustinus bald schwer rächen. Der Knabe zeigte außerordentliche Geistesgaben, aber auch einen zu allem Bösen geneigten Sinn und mußte dabei die Taufgnade entbehren! Um seine Gaben auszubilden, wurde er auf eine Schule zu Madaura gesandt, und da, fern von der besorgten Mutter, wetteiferte er mit seinen Altersgenossen in bösen Knabenstreichen und kam zwar mit reichen Kenntnissen, aber auch so verdorben wieder heim, daß er die Bitten und Thränen seiner Mutter verpötte, wie er später mit großem Schmerz selbst erzählt. Darauf bezog er die Hochschule zu Carthago und machte glänzende Fortschritte in den Wissenschaften und — in der Eitelkeit und Sünde. Er fiel immer tiefer und ergab sich namentlich auch der Unkeuschheit. Doch fühlte er dabei in seinem Herzen immer eine empfindliche Leere. Weder der Ruhm seiner Kenntnisse, noch das Schwelgen in sinnlichen Genüssen konnte sein Herz zufrieden machen; denn, bekennt er in späterer Zeit, „unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir, mein Gott.“ Er suchte nun nach Befriedigung seines Herzens zunächst bei den heidnischen Philosophen, die ihn zwar lehrten, wie der Mensch, ihrer Meinung nach, sein müßte, um glücklich zu sein; aber keinen Weg angaben, um zu solchem Glück zu gelangen. Dann zog er auch die Bibel zu Rath, die ihm von seiner frommen Mutter so oft angepriesen war. Allein, ich drang (erzählt er selbst) nicht ein in ihren tiefen Sinn, der dem Stolzen nicht einleuchtet und dem Leichtsinnigen sich nicht enthüllt. Dem Anfänger unscheinbar, ist sie dem Weiterschreitenden erhaben; sie wächst gleichsam mit den Kleinen; ich aber verschmähte es, der Kleinen Einer zu sein: aufgeblasen von Stolz, dünkte ich mich groß zu sein.“ Die Schrift war ihm zu der Zeit noch eine Thorheit; ihre heiligen Erzählungen kamen ihm albern vor.

Bald darauf schloß er sich der Secte der Manichäer an. Das war eine gegen Ende des 3. Jahrhunderts in Persien entstandene und nach ihrem Stifter Mani benannte Religions-Gesellschaft, welche zwei Götter lehrte, einen guten und einen bösen, oder die Götter des Lichtes und der Finsterniß, welche in beständigem Kampfe liegen. Die Menschen befanden sich in der Gewalt des bösen Gottes und werden dadurch erlöst, daß der gute Gott in Gestalt eines Menschen er-

schienen ist. Aber nicht etwa von der Sünde hat Gott die Menschen erlöst, sondern von der Leiblichkeit, damit ihr Geist wieder zu Gott zurückkehren könne. Bei dieser abergläubischen, mehr heidnischen als christlichen S. ichte suchte Augustinus Trost gegen die Unruhe seines Herzens! Obwohl er durch seine wissenschaftlichen Fortschritte, — konnte er doch in seinem 21. Jahre schon als Lehrer der schönen Wissenschaften in seiner Vaterstadt auftreten! — der Stolz seiner Mutter hätte sein können, erfüllten seine vielfältigen Verirrungen diese treue Christin nur mit immer größerem Kummer. Sie konnte sich mit ihrem gelehrten Sohn nicht einmal in einen Disput einlassen, sondern konnte nur noch unablässig für ihn beten und ihn beweinen.

Sein damaliges Leben war ein höchst unglückliches. Er suchte das Glück zu erringen, indem er dem eitlen Ruhm nachjagte. So lehrte er bald in Karthago, bald auch in Rom und fand immer großen Beifall. Doch blieb sein Herz leer. Diese Leere suchte er durch den manichäischen Aberglauben und durch den Genuß der Schauspiele auszufüllen; aber vergebens. Da wurde er in Rom von einer tödtlichen Krankheit befallen und nun gingen ihm doch die Augen etwas auf: er lernte als die Ursache seines inneren Unfriedens seine Sünde kennen. Bald darauf wurde er als Lehrer der Redekunst nach Mailand berufen und dort mit dem frommen Bischof Ambrosius bekannt, dessen Predigten nicht ohne Eindruck auf ihn blieben. (Dieser Ambrosius war es auch, der des Augustinus Mutter, die fast verzweifelte, tröstete, indem er ihr sagte: Ein Sohn so vieler Thränen kann nicht verloren gehen.) Die Wahrheit des göttlichen Wortes bestärkte nun das Herz Augustins immer kräftiger, doch vermochte er sich der Wahrheit nicht hinzugeben. Er hatte jetzt einen schweren Kampf zwischen seinem Ehrgeiz und seiner Lust und dem Zug nach Oben zu bestehen. Ja, er wahr nahe daran an allem zu verzweifeln. Aber Gott, der sich diesen Mann als ein auserwähltes Nützzeug erwählt hatte, ließ ihn nicht mehr, sondern erleuchtete ihn immer völliger durch sein Wort, das Augustinus nun mit wahrer Heilbegierde studirte. Endlich gewann Gottes Gnade den Sieg: er begehrte und empfing die h. Taufe Ostern 388 von dem Bischof Ambrosius, zu unendlicher Freude seiner alten Mutter, welche also die Erhörnung ihrer brünstigen Gebete noch erlebte.

Mit seiner Taufe begann ein neuer Lebensabschnitt für ihn. Er wuchs schnell in der rechten seligmachenden Heilserkenntnis und in einem heiligen Leben. So besaß sein Wandel vorher war, so rein gestaltete er sich von da an. Seine reine Erkenntnis des göttlichen Wortes und Willens legte er in vielen herrlichen Schriften nieder und verwertete sie zur Erbauung der Gläubigen und im Kampf gegen Irrlehrer zum Segen der Kirche. Im Jahre 391 wurde er Presbyter und 396 Bischof zu Hippo in Nordafrika, wo er 34 Jahre lang segensreich wirkte. Er bewährte sich als ein auserwähltes Nützzeug Gottes, als ein Wunder der Gnade Gottes; wie er selbst bekannt, die allein aus dem Verirrten einen so treuen Diener Gottes machen konnte.

Sein Lebensabend wurde durch den Einfall der wilden Vandalen in sein Vaterland getrübt, welche die blühenden Gefilde Nordafrikas in eine Einöde verwandelten, die Einwohner in Barbarei stürzten und die Leuchte des Christenthums in jenen Gegenden fast auslöschten. Doch erlebte er die grausame Mißhandlung seiner Stadt Hippo nicht mehr, denn er starb während der Belagerung am 28. August 430.

Die traurigen Verirrungen, in welche Augustinus in seinem früheren Leben gerieth, waren recht geeignet, ihn einen tiefen Blick in den verlorenen und hilflosen Zustand des sündigen Menschen thun zu lassen. Als er diese Verirrungen erst in göttlichem Lichte erkennen gelernt hatte, da mußte ihm ja sein Leben als eine Illustration des Wortes des Propheten erscheinen: „Wir gingen alle in der Irre wie die Schafe.“ Die Erbsünde war ihm keine geringe Sache, sondern eine große Macht, sie war ihm nicht bloß eine natürliche Schwachheit des Menschen, sondern der wirkliche geistliche Tod. — An seinen nutzlosen Bemühungen, Ruhe zu finden für seine Seele, an seinem rastlosen und doch vergeblichen Zagen nach wahren Glück sah er eine thatsächliche Bestätigung der Schriftlehre, daß der natürliche Mensch nichts vermag vom Geiste Gottes, daß kein Mensch zu seinem Heile irgendetwas beitragen kann. — An seiner Bekehrung mußte er es merken, daß Gott es ist, der Wollen und Vollbringen gibt, daß die Bekehrung der Menschen allein durch Gottes Geist ohne menschliche Mithilfe bewirkt wird, daß Gott die Ungerechten gerecht macht und den Glauben an seine Gnade schenkt. „Gib, was du befehlst“, betet er deshalb, „und befehl dann, was du willst“ — Daran endlich, daß er durch Gottes Wort allein erleuchtet wurde und seine Wiebergeburt durch seine Taufe besiegelt wurde, erkannte er klar, auf welche Weise Gott an den Menschen arbeitet, daß er sich der Gnadenmittel, des Wortes und der Sacramente, des hörbaren und des sichtbaren Wortes, bedient, um seine Gnade mitzutheilen.

Diese Haupt- und Grundwahrheiten des christlichen Glaubens lehrte und vertheidigte Augustinus denn auch mündlich und schriftlich mit großer Kraft. Und es that Noth, daß dies geschah; denn die reine Schriftlehre, namentlich von der Erbsünde und von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, wurde damals schon immer mehr verdunkelt. Das Mönchtum und andere Arten scheinbarer Weltentfagung fanden immer mehr Eingang in die Kirche, und man hörte hin und wieder solche Reden, als müßte sich der Mensch durch seine Bußwerke für die Gnade Gottes bereiten oder gar sich dieselbe dadurch verdienen. Andererseits riß bei der Masse des christlichen Volkes der todtte Werkdienst immer mehr ein. Die heiligen Gnadenmittel wurden oft nicht als die Mittel angesehen, wodurch Gott den Glauben weckt, mehrt und erhält, sondern als verdienstliche Werke. — Dem allen gegenüber lehrte Augustinus: Die Menschheit, die nach Gottes Bild geschaffen war, aber so, daß sie sündigen und sterben konnte, ist durch Adams Fall ein verlornen Hause geworden, der nun sündigen und sterben muß. Kein Mensch kann dem Gericht Gottes entgehen; keiner kann sich aus dem allgemeinen Verderben selbst herauswinden. Da hat sich Gott über die Menschheit erbarmt und seinen Sohn Jesum Christum gesandt, um die Welt zu erlösen. Durch den vollkommenen Gehorsam Jesu und durch sein unschuldiges Leiden und Sterben wurde der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan und dem Teufel die Macht über das Menschengeschlecht genommen. Aber nicht die ganze Menschheit genießt dieses Verdienst Christi, sondern nur die Gläubigen, über welche sich Gott erbarmt. Gott erbarmt sich aber, welches er will. Diese Erwählten beruft Gott durch seinen Geist im Evangelium und wirkt kräftig in ihnen, daß sie glauben an Jesum Christum. Die Gläubigen werden dann neue Menschen, die immer mehr von der Herr-

schaft der Sünde befreit werden; sie werden zu Gottes Bild erneuert, bis sie einst in jenem Leben dahin kommen, daß sie nicht mehr sündigen können. Die auf einen Punkt hat Augustinus die rechte, reine Schriftlehre von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu, wodurch allein wir gerechtfertigt werden, klar gelehrt. Nur darin fehlte er, daß er annahm, daß Gott die Menschen, welche einst zum Glauben kommen, einfach in ihrem natürlichen Verderben liegen lasse und daß er nicht ernstlich wolle, daß auch diese glauben und selig werden. Es ist dies ja freilich das große Räthsel, welches Gottes Wort uns nicht zum Ausklügeln vorlegt, sondern daß wir unsere Vernunft gefangen geben unter den Gehorsam Christi: daß einerseits kein Mensch sich selber für sein Heil bereiten kann, sondern, wer selig wird, allein durch Gottes Gnade ohne eigenes Verdienst selig wird, und daß andererseits doch Gott ernstlich will, daß allen Menschen geholfen werde und wer ungläubig bleibt und verloren geht, nur durch eigene Schuld verloren geht. Sobald ein Mensch dies mit seiner Vernunft zusammenreimen will, muß er nothwendig auf einen Irrthum geraten: entweder muß er dem Menschen irgend ein Verdienst, eine, wenn auch noch so kleine Kraft bei der Aneignung des Heils zuschreiben, oder Gottes Wille muß als die Ursache betrachtet werden, daß so viele Menschen verdammt werden. Diesen letzteren Irrthum hat Augustinus nicht vollständig vermieden.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß zu des Augustinus Zeiten die rechte Schriftlehre von der Heilsaneignung sehr verdunkelt war. Deshalb rief Augustins Lehre heftigen Widerspruch hervor. Namentlich trat gegen ihn der britische Mönch Pelagius auf, welcher lehrte, der Mensch sei von Natur noch mit einem freien Willen ausgerüstet, daß er frei zwischen Gut und Böse wählen könne; er könne daher auch wohl aus eigener Kraft seine Seligkeit schaffen. Die göttliche Gnade brauche der Mensch nur als eine Hilfe und Unterstützung, damit ihm die Entscheidung für das Gute und der Kampf gegen die Sünde leichter werde. Gegen diesen Pelagius und seinen Anhang kämpfte Augustinus mit aller Entschiedenheit und es gelang, daß diese Irrlehre auf einer Synode zu Karthago 418 von der Kirche verworfen wurde.

So tief war aber die Grundanschauung des Pelagius in der Kirche eingedrungen, daß zwar seine grobe Irrlehre, welche ja das Leiden Jesu ganz überflüssig machte, verworfen wurde; aber viele wollten zwischen der entschiedenen Schriftlehre, wie sie Augustinus vertrat, und zwischen dem Irrthum des Pelagius vermitteln. Die Semi- oder Halbpelagianer lehrten, die Sünde und das Verderben der Menschen sei wohl allgemein, aber nicht nothwendig, d. h. es sei zwar in Folge des Sündenfalls nun thatsächlich jeder Mensch ein Sünder, aber es könnte auch anders sein, es könnten sich auch einzelne Menschen von der Sünde frei erhalten. Sie lehrten ferner, die Erbsünde sei zwar der Anfang des Sündigens, aber nicht nothwendig die Ursache der Sünde, es sei daher möglich, daß ein Mensch seiner Neigung zum Sündigen widerstehe. Bei der Bekehrung und Erneuerung, sagten sie, müsse der Mensch mitwirken, doch sei die göttliche Gnade mehr wirkend als mitwirkend, mehr vorlaufend als nachfolgend: Gott beruft den Menschen und der Mensch willigt ein; Gott lehrt und der Mensch folgt. Auch diese semi-pelagianische Irrlehre, die großen Anhang und weite

Verbreitung fand, wurde nach Augustinus Tode doch endlich von der rechtgläubigen Kirche verworfen.

Freilich war die Verwerfung keine ganz entschiedene, da die ganze Richtung der damaligen Kirche auf den Verdienst hinauslief und Gottes Wort immer weniger bekannt wurde. Es dauerte noch lange Zeit, es sollte sich erst die Haltlosigkeit der pelagianischen Irrlehren traurig äußern; es sollte sich erst zeigen, daß die Kirche, die den Menschen so ehrt und ihm Heiligkeit zusprach, ein Sodom und Babel, ein Antichristenthum wurde, das an Haupt und Gliedern reformirt werden mußte. Da endlich wurde nach Gottes Rath durch Luthers Zeugniß diese greuliche Irrlehre gründlich überwunden und Augustinus Schriftlehre in ihrer Tiefe und Reinheit erkannt. Unsere lutherische Kirche ist es, die Augustinus Bekenntniß von der Sünde als das rechte Bekenntniß des göttlichen Wortes zu ihrem Panier erhob, während die römische Kirche seit dem Concil zu Trident den Augustinus und die Schrift verdammt und den semipelagianischen Irrglauben zu ihrem Dogma (Glaubenssatz) erhoben hat.

Friedrich Mykonius.

Es war am 14. Juli des Jahres 1510, da stand ein Jüngling vor der Pforte des Franziskaner-Klosters zu Annaberg, einer damals blühenden Bergstadt im Sächsischen. Mehreren Freunden, die bei ihm sind, erklärt er, er wolle in's Kloster gehen, damit er Gott dienen und ihm ewig gefallen, damit er die Vergebung seiner und Andern Sünden erbitten, und so viel er könne vor allen Sünden sich hüten und in beständiger Buße leben möge. Ein beweglicher Abschied erfolgt und die Klostermauern trennen ihn vermeintlich von der Welt. Die Mönche nehmen den neuen Bruder in Empfang, er begleitet sie in den Speisesaal, zieht gegen Abend mit ihnen in das Chor zum Gesang und zuletzt wird er in seine Zelle geführt. Die findet er zu bequem eingerichtet, denn er sieht ein Lager von Stroh und einige wollene Polster. Er will auf den kalten Steinen ruhen, doch das gestattet man ihm nicht, sondern sagt, er müsse Gott lange dienen und sich deshalb schonen. Alles ruht schon, da redet der neue Mönch noch mit seinem Gott, befiehlt ihm sein Vorhaben und bittet ihn, sein Leben so zu lenken, daß in demselben nichts vorkommen möge, was wider Gottes Ehre und das Heil seiner Seele sei. Mit einem herzlichen Vater-Unser schläft er endlich ein. Ein langer merkwürdiger Traum beschäftigt ihn. Er sieht sich in einer wüsten Einöde umherirren, in welcher sein Auge nichts als aneinandergereihte scharfe Felsenklippen gewahren kann. Er sucht einen Ausweg, sucht Menschen oder wenigstens Thiere, aber vergebens. Da sieht er in der Ferne eine Felsenspitze, welche über die andern hervorragte, und mit der größten Anstrengung erklettert er dieselbe, um vielleicht irgendwo Rauch oder Nebel, oder irgend ein Zeichen von freiem Feld oder Wasser zu entdecken; aber er sieht wieder nichts als die unermessliche Leere, die ganze Welt ist eine felsige Wüste. Nun sinkt ihm aller Muth. Hungrig, durstig, zum Tode ermattet vom tagelangen Umherirren will er zwar wieder herabsteigen, aber er kann es nicht ausführen. So legt er sich denn zum Sterben nieder auf das harte Gestein, streckt die Hände aus, hebt seine Augen auf zum Himmel und befiehlt seinen Geist in Gottes Hände. Da auf einmal vernimmt

er in der Ferne ein Geräusch, wie von Fußritten eines immer näher kommenden Menschen, und wirklich naht ein Mann von mittlerer Größe, mit heiterer, hoher Stirn. Haupthaar und Bart sind fast kastanienbraun, ersteres bereits mit Grau untermischt. Der Mann trägt ein grünes Unterkleid, darüber ein rothes Reisfelleid, mit einem Knopfe auf der linken Schulter. Er erkennt in dem Fremden sogleich den heiligen Paulus, wie er ihn gemalt gesehen hat. Auf dessen Frage, was er hier mache, kann der Verirrte vor Ermattung kaum antworten. Rasch tritt Paulus auf ihn zu, ergreift ihn bei der Hand, stellt ihn auf seine Füße und spricht: „Begleite mich, es soll besser mit dir werden.“ So gerne der Arme gefolgt wäre, er konnte nicht gehen. Da umfaßt ihn Paulus und stützt ihn, trägt ihn auch an gefährlichen Stellen. Allmählich bessert sich der Weg, und endlich breitet sich vor den Wanderern ein wunderliebliches Thal mit freundlicher Aue aus. Am Grafe leuchteten die Thantropfen im Sonnenschein, und die Blumen dufteten in himmlischem Wohlgeruch. In der Mitte des Thales angelangt hört der Durstige das Geräusch eines fließenden Bächleins und wird bald von dem Anblick eines herabfallenden lebendigen Wassers überrascht. Es ist hell wie Krystall, auf dem Boden glänzt der Sand wie Gold, Blumen und Blüten schmücken die Ufer. Da beugt er die Kniee um seine schwindenden Kräfte zu stärken; aber der Führer läßt es nicht zu. „Aus der Quelle selbst sollst du trinken,“ sagt er, und zieht ihn wieder empor. Wohl hat der Anblick des frischen Wassers nach einem Trunk Lüftung gemacht, doch er traut dem treuen Führer zu, daß er, sobald er seine Kräfte schwinden sehe, ihm gerne einen Trunk gestatten werde. Sie schreiten weiter, und siehe, da erhebt sich ein Marmorbecken blendend weiß, aus einem Stein gearbeitet und hier quillt der Bach mit Macht hervor. Nun soll er trinken, doch indem er unter Dank zu Gott schöpfen will, erblickt er unter der Oberfläche des Wassers das Bild des gekreuzigten Christus, und seinen Wundenmale entströmt die Fluth, erst roth, heller als Rubin, dann plötzlich hell wie Krystall. In anbetungsvoller Scheu hält er sich nicht für würdig, einen Tropfen auch nur zu berühren und spricht, wie einst Petrus: „Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch.“ Da ergreift ihn der Führer und stürzt ihn mitten in den Brunnen hinein, und als er sich von der Ueberraschung erholt hat, findet er, daß sein Haupt an der Brust Christi ruht, seine Kniee und Hände an dem Körper des Gekreuzigten sich stützten und Mund und Herz, ja alle Glieder seines Körpers saugen den süßesten Trank ein und werden neu belebt. Sein Führer zieht ihn nun wieder heraus aus der Quelle des Heils und spricht: „So weißt du nun, daß du nicht von irgend einem Bache, sondern von der Quelle, ja von dem Urheber der Quelle getrunken hast,“ sodann heißt er ihn, sich gürten und ihm folgen. Ja jetzt kann er sich gürten, jetzt kann er folgen; der Trunk hat ihn gestärkt. Dem fließenden Wasser entlang führt ihr Weg, und bald nach Mittag breitet sich vor ihnen ein weit und breit sich erstreckendes Feld aus, bedeckt mit Früchten, Korn und Getreide, alles reif zur Ernte. „Hier sollst du arbeiten und zwar mähen,“ sagt der Führer, und als sein Schübling entgegnet, er habe noch nie eine Sichel in den Händen gehabt, spricht er: „Du wirst lernen, was du nicht kannst, und wirst es dann kön-

nen.“ Auf dem Felde arbeitet schon ein Schnitter mit rüstigem Arme so emsig, als wolle er allein dieses grenzenlose Feld niedermähen, in der That hat er schon auf einer weiten Strecke das Getreide zu Boden gestreckt. „An diesen schließe dich an,“ sagt der Führer, „von ihm laß dich belehren und dann unterstütze ihn.“ Der Schnitter tritt nun heran, begrüßt seinen Mitarbeiter und zeigt ihm, wie er die Aehren zu fassen und abzuschneiden habe. Dieser ergreift die Sichel im Namen seines Herrn Jesu, und geht auch die Arbeit zuerst langsam voran, die Uebung macht immer fertiger. Der Führer selbst sieht zu und lobt die Arbeit, giebt aber die Weisung nicht das Stroh, dessen der Herr nicht bedürfe, sondern nur die Aehren zu ernten, aber auch ja keine guten Aehren liegen zu lassen. Der Schnitter aber arbeitet mit großem Fleiße ihm zur Seite, und sobald er sieht, daß der Neuling Hilfe braucht, eilt er dienstfertig herbei. Unter dem Schneiden erreichen sie einen hohen Hügel und überwältigt von dem Anblick des noch übrigen Feldes, ruft der Jüngling aus: „Großer Gott! Ist es möglich? Was für Zeit wird doch dazu gehören, diese grenzenlose Ernte einzuschneiden!“ Doch siehe, da bemerkt er, daß in der Ferne noch andere arbeiten, hier einen, dort zwei u. s. w., und er arbeitet weiter. Wird er müde, so geht er mit seinem Mitarbeiter zum Bache, es fehlt nicht an allerlei Speise, alles theilt sein Gefährte in großer Liebe mit ihm. Dabei ist ihm unter dieser Arbeit und in dieser Gesellschaft nicht anders als wenn er im Himmel wäre, nur Eines macht ihm Sorge, der Gedanke an den nahenden Winter und daß ein Theil der Ernte auf dem Felde werde bleiben müssen, und daß er merkt, wie seine Kräfte nachlassen. Freilich stärkt ihn der Anblick seiner Mitarbeiter, besonders erneuert ihn sein unmittelbarer Gefährte und er harret trotz Schwachheit aus und thut, was er kann. Endlich aber liegt er ganz krank auf einem Lager, ohne zu wissen, von wem und wie er dahin gebracht worden ist. Sein Röbper ist abgefallen, nur Haut und Knochen schienen übrig zu sein. Dabei ist aber sein Geist fröhlich, und es bekümmert ihn wieder nur das Eine, dem theuren Herrn könne etwas von der Ernte auf dem Felde stehen bleiben. Da steht unerwartet sein Befreier aus der Wüste neben ihm, dazu noch ein anderer Mann, nach Gesicht und Kleidung ein Apostel, etwa Andreas oder Philippus. Mit der heitersten Miene tröstet ihn der Führer, und während er demselben zuhört, gewahrt er zur Rechten, dem Bette gegenüber, das Bildniß des gekreuzigten Christus, aber nicht hell glänzend wie im Brunnen, sondern an allen Gliedern abgezehrt, daß es zum Trauern ist. Des Jünglings Blick fällt aber auf sich selbst, und er bemerkt nun, daß seine eigene Gestalt eben so elend sei. Da klopft Paulus, sein Führer, mit dem Finger an die abgezehrte Brust, und spricht, indem er mit dem Finger auf Christus zeigt: „Diesem mußt du ähnlich werden!“

Unter dieser Berührung und bei diesen Worten erwacht der junge Mönch. Er kann sich nicht entschließen, mit den Mönchen über seinen Traum zu sprechen, hat aber keinen Zweifel, daß ihm etwas Großes damit angezeigt worden sei. Wie deutete er sich aber das im Traum durchlebte? Die felsige Einöde, in welcher er in Lebensgefahr schwebte, erklärte er für sein in weltlichem, d. h. nicht mönchischem Stande zugebrachtes Leben; seinen Führer durch die Wüste für den Franziskaner-Orden; die

Ernte für die Früchte der Religionsübungen, Beobachtung der Mönchsregel und der Vorschriften der Päter. Dem stand freilich entgegen, daß er in dem ganzen Traum keinen einzigen Mönch wahrgenommen hatte, so wenig wie irgend einen mönchischen Brauch; aber wie konnte dieser Umstand den jungen Mönch in seiner Deutung irre machen, da er gerade deshalb Tags zuvor das Kloster betreten hatte, weil er dasselbe für den einzigen Ausweg aus der Verzweiflung der Sünde und für den wahren Zugang zur Seligkeit des Himmels hielt.

In dem elterlichen Hause zu Richtenfels hatte Mykonius diese abgöttische Verehrung des Mönchslebens allerdings nicht kennen gelernt. Wie es ja so oft auch in den finsternen Zeiten des Papstthums Leute gegeben hat, die in aller Einfalt des Glaubens das Eine, das noth ist, erkannten, so hatte auch der Vater unsers Mykonius manch herrliches Stück evangelischer Erkenntniß. Seinen ihm am 26. Dezember 1491 geborenen Friedrich leitete er früh in die Wahrheit, die er besaß. Er lehrte ihn die zehn Gebote, das Vater Unser, den Glauben und brachte ihm auch bei, daß wir alles von Gott hätten und daß derselbe uns schon leiten und regieren würde, wenn wir fleißig beteten. Es sei auch das Blut Jesu Christi das Lösegeld für die Sünden der Welt und diesen Glauben müsse ein jeder Christ haben. Ja, wenn auch nur drei Menschen zu hoffen hätten, daß sie durch Christum selig würden, so müsse ein jeder dafür halten, er sei auch einer von den dreien, indem sonst das Blut Christi verunehrt würde, wenn Jemand hieran zweifelte. Die päpstlichen Ablassbullen seien Kege, um das Geld der Einfältigen zu fangen, denn die Vergebung der Sünden und das ewige Leben könne man für Geld nicht erkaufen. In seinem 13. Lebensjahre wurde Friedrich nach Annaberg in die dortige Lateinschule gethan, an welcher zu jener Zeit mehrere Lehrer arbeiteten. Hier machte er tüchtige Fortschritte in den Sprachen, hier arbeitete auch der Same der Wahrheit in seinem Herzen weiter, trotz der Gefahr welcher alles wahre geistliche Leben gerade in Annaberg und zu dieser Zeit ausgesetzt war durch die dort ganz besonders gepflegte Reliquienverehrung und durch den längeren Besuch, den der berühmte Ablasskrämer Johann Tezel dieser Stadt machte. In dem Aberglauben fand indeß der junge Mykonius keine Ruhe, und Tezels Kram gab ihm gerade einen gewaltigen Anstoß zu einem eifrigen Suchen nach dem rechten Troste. Tezel predigte zwei Jahre lang, Mykonius hörte seine Predigten mit aller Begierde, und sie machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sie oft ganz wieder nachzählen konnte. Gerne hätte er auch den Ablass von ihm gehabt, aber zweierlei Gründe hielten ihn lange von der Bitte um denselben zurück, das Urtheil seines Vaters über den Ablass, und der Mangel an Geld. Den ersten Grund beseitigte er endlich durch die Annahme, daß zwar die Gnade Christi vorhanden sei, aber das Recht dieselbe zu genießen müsse man entweder durch gute Werke oder für Geld erlangen; der zweite Grund sei für ihn fort durch die kurz vor Tezels Weggang auf den Anzeigen gedruckten Worte: „Die Armen mögen es umsonst empfangen um Gottes Willen.“ Drei Tage, ehe, wie Tezel verkündigt hatte, das Missionskreuz niedergelegt und die Stufen zum Himmel abgebrochen wurden, kam denn endlich auch Mykonius zur Abendzeit in die Tezelsche Wohnung und bat in zierlichem Latein die

dienstthuenden Priester um Vergebung aller Sünden umsonst um Gottes willen, wie es im Schreiben des Papstes den Armen versprochen wäre. Die Priester meldeten das auffallende Gesuch dem Tezel, dieser aber fürchtete, das Beispiel möchte Nachahmung finden, und seine Einnahme könnte geschädigt werden, und ließ deshalb antworten, jene Bittge für die Armen sei schon wieder zurückgenommen worden, und die päpstlichen Befehle sagten ausdrücklich, daß diejenigen der reichen Güter des Ablasses theilhaftig würden, welche die hilfreiche Hand darbötten, das heißt, die Geld darreichten. Mykonius berief sich wieder auf die Worte des päpstlichen Befehles, aber Tezel ließ sich nicht erweichen. Schließlich gingen die Priester zu handeln an. Die hilfreiche Hand dürfe nicht fehlen, aber es solle diesmal ein Groschen genügen. „Ich habe keinen“, erwiderte er. „Nur 6 Pfennige!“ „Ich besitze nicht einen Pfennig,“ lautete seine Antwort. Da boten sie ihm wiederholt 6 Pfennige zum Geschenk an, um damit den Ablass zu kaufen, aber der sonst so schüchternen Jüngling bestand auf einem Ablass um Gottes Willen, und erinnerte sie daran, daß sie Gott Rechenschaft dafür werden geben müssen, um 6 Pfennige das Heil einer Seele versäumt zu haben, welcher doch Gott und der Papst die Vergebung der Sünden zu Theil werden lassen wolle, die uns Christus erworben und mitgetheilt habe. Man entließ ihn doch, und betrübt ging er nach Hause, um da in seinem Studirstüblein vor dem Bilde des Gekreuzigten niederzufallen und durch des heil. Geistes Erweckung sich damit zu trösten, daß noch ein Gott im Himmel sei, der den Bußfertigen die Sünden umsonst und ohne Geld vergeben wolle. Dreißig Jahre nach diesem Vorgange schreibt er selbst. Ich konnte damals den Geist der Gnade und des Gebetes fühlen, welchen du Herr, mein Gott, über mich ausgossst. Die Summe aber dessen, was ich bat, war, du möchtest mein Vater sein und mir meine Sünden vergeben. Ich fühlte meine ganze Natur sich ändern, mir ekelte vor allen Dingen der Welt, ja es schien mir, als wäre ich dieses Lebens satt, nur eines wünschte ich, mit Gott zu leben und nur ihm zu gefallen.“

Weil nun aber dem bekümmerten Jünglinge das Wort Gottes fehlte, durch welches allein der heilige Geist die Gewißheit der Vergebung der Sünden wirkt, so blieb er noch im Kampfe mit der Gewissensnoth. Er wollte selig werden, und wußte doch nicht, wie er's anfangen müsse; wollte Gott gefallen, und kannte dazu keine Mittel in seinem damaligen Leben. So kam ihm denn der Gedanke, er wolle in's Kloster gehen. Er sah seine eigenen großen Sünden, sah die Sünden der Menschen, hörte viel von der großen Heiligkeit der Mönche, ihrem Gottesdienst, Messelesen, Beten, Singen, Fasten, ihrer Verleugnung der Welt, da ließ es ihm keine Ruhe er besprach sich mit seinem Lehrer, dem Rector Staffelstein, und am 14. Juli 1510 trat er als Klosterbruder ein bei den Franziskanern auch Baarfüßer genannt.

Kirchliche Chronik.

Eine Mission unter den Indianern hat die schwedisch-lutherische Augustana-Synode in Agriß genommen. Diese Verbindung geht zwar zum Genera'concil, aber sie hat sich in d. s. m. Körper

für strenge lutherische Praxis ausgesprochen und erklärt, daß sie zuletzt, wenn das Concil nicht zu dem von ihr eingenommenen Standpunkte fortschreite, austreten müsse.

Ueber das bis jetzt für die Indianer-Geschichte uns Herr Professor Gevin in Stockholm freundlichst folgendes mit. Schon im Jahre 1876 erwählte die Augustana-Synode einen Missionar, Herrn Johannes Teelen, welcher im April 1877 in Begleitung eines Herrn Esjöberg nach dem Indianer-Territorium abgieng. Dieses große Gebiet wurde von ihnen vollständig bereist. Der einst so wichtige Delaware-Stamm ist, wie der Missionar berichtet, auf 1000 Seelen zusammengeschrumpft und dem Cherokee-Stamm einverleibt, welcher noch 27,000 Seelen zählt. Doch mit dieser Verschrumpfung sind die Delaware nicht zufrieden. Die Weißen, welche sich im Indianerterritorium niedergelassen haben, sind meist Leute, welche dem Christenthum wenig Ehre machen, zum Theil geradezu ein Auswurf der Menschheit. Sie unterbrechen den Gottesdienst und wehren den Indianern, daran Theil zu nehmen.

In den öffentlichen Schulen darf weder die Bibel gelesen, noch gebetet werden. Eine Kirche haben die Delaware nicht. Das Schulhaus ist von den Weißen zertrümmert. Von den Delawaren kamen die Missionare zu den Pawnees, welche etwa hundert Meilen von den ersteren entfernt wohnen. Die Pawnee-Agentur ist in den Händen der Quäker und ist deshalb dort an eine lutherische Mission nicht zu denken. Der Missionar zog darum weiter zu den Cheyennes und predigte daselbst den Heiden sowie den dort stationirten Bundesstruppen. Das Missionarfeld fand er jedoch von den Mennoniten eingenommen. So wandte er sich zu den Wichitas, dem letzten Ueberreste von vierzehn einst mächtigen Stämmen. Von da ging es südwärts nach Fort Sill zu den Kiowas, Comanches und Apaches, welche von der Cultur noch wenig berührt sind. Auch bei diesen sind die Agenturen in den Händen der Quäker. Die Kopfszahl dieser Stämme beläuft sich auf 4000. Sie verstehen meist etwas Spanisch, so daß man ihnen in dieser Sprache das Evangelium bringen konnte.

Von Fort Sill ging die Reise in östlicher Richtung durch das Gebiet der Chickasaws und vier anderer Nationen, welche zusammen die Fünf Nationen heißen. Diese sind civilisirt, wohnen in hübschen Häusern und haben Seminaristen und Collegien. Auf ihrem Rückweg kamen die Missionare zum Choctaw-Stamme, bei dem vorher noch nie eine christliche Predigt erschallt war. Von da ging die Rückreise in nordwestlicher Richtung weiter über Fort Gibson, wo die Sendboten mit den presbyterianischen Missionaren Stoddard und Adams zusammentrafen, denen sie manchen nützlichen Wink zu verdanken haben.

Auf ihrer letzten Versammlung im Sommer 1877 beschloß die Augustana-Synode, die Regierung in Washington um eine eigene Indianer-Agentur zu ersuchen, falls dieses Gesuch aber nicht bewilligt werde, eine Station wo möglich in der Nähe von Fort Sill zu begründen. Eine Antwort von Washington ist noch nicht eingegangen.

In das Collegium der Augustana-Synode wurden letzten Sommer drei junge Delaware aufgenommen, von denen zwei bereits getauft sind. Mit ihrem Betragen ist man sehr zufrieden. E.

Im Lutheran Standard findet sich ein Eingekannt, welches Missionen unter den Englisch-Edenden

unseres Landes auf das Dringendste empfiehlt. Soweit sind wir mit demselben ganz einverstanden. Daneben deutet es aber auch an, daß die Deutschen größtentheils mit den Aufstellungen der ersten Versammlung der Synodalconferenz hinsichtlich der Mission unter den Engländern wohl nicht mehr stimmen möchten. Es empfiehlt deshalb die Synodalconferenz zu veranlassen, daß sie die Sache in die Hand nehme und namentlich die deutschen Kirchenblätter beauftrage, ihren Leserkreis für diese wichtige Angelegenheit zu interessieren.

Wir glauben, daß die Furcht des „Einsenders“ hinsichtlich der Stellung der Deutschen eine durchaus ungegründete ist. Wir können wenigstens für unsere Person versichern, daß wir für die Mission unter unsern englischredenden Mitbürgern ein ebenso warmes Herz haben, wie zur Zeit der ersten Synodalconferenz. Aber wie sollen wir Deutschen denn unsern Eifer bethätigen? Damit, daß wir selbst den Engländern predigen? Das ist wenigstens hier in Wisconsin außer Frage. Unser junges Volk ist Dank unsern Gemeindefchulen rein deutsch und verspürt gar kein Verlangen nach englischen Gottesdiensten. Ja, es will nicht einmal englische Kirchenblätter lesen. Von sonstigen dringenden Bedürfnissen der Engländer lesen wir aber nichts, auch nicht in dem englischen Kirchenblatte. Das Reden im Allgemeinen hilft nichts. Noch weniger würde es nützen, wenn man die Mission unter den Engländern der Synodalconferenz, einem fast ganz deutschen Körper, zur Aufgabe machen wollte. Nein, unsere englischen Brüder müssen wenigstens das Feld exploriren und die schreienden Bedürfnisse in speciellen Fällen aufzeigen, dann wird die christliche Liebe jeden Christenmenschen schon dringen, nach Kräften und Beruf zu helfen!

Wie die Sonntagsfrage in Deutschland gegenwärtig viel erörtert wird, so fand sie auch eine Besprechung im deutschen Reichstage, die aber leider sehr ungenügend ausfiel. Bei Verathung der Bewilligungen für das Postwesen wurde nemlich der Vorschlag gemacht, daß die Behörden aufgefordert werden sollten, den Dienst der vielen Angestellten am Sonntag zu beschränken, da dieselben fast gar keinen Sonntag mehr hätten, sondern an diesem Tage gerade so wie an andern Tagen arbeiten müßten. Der Reichspostmeister Stephan sprach sich gegen den Antrag aus und berief sich auf die Stelle Marc. 2, 27, wo Christus spricht: „Der Sabbath ist um der Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbath's willen“.

Wir meinen aber, der Herr General-Postmeister habe diese Schriftstelle sehr verkehrt angewandt; denn wenn der Sabbath um des Menschen willen gemacht ist, so sollen die Tausende von Postbeamten im deutschen Reich doch wohl nicht ausgeschlossen sein. Oder will der Vorsteher des Postwesens etwa behaupten, die Nothdurft der andern Menschen erfordere, daß die Posten gerade so am Sonntage gingen, wie an den übrigen Wochentagen? Diese Behauptung, wenn sie wirklich gemacht, würde wäre ja längst widerlegt durch die Erfahrung anderer Länder.

Der Verkehr in England und Nordamerika ist jedenfalls viel bedeutender, als der des Deutschen Reiches. Dennoch ist in diesen beiden Ländern Sonntag die Post fast gänzlich geschlossen, wie ja auch fast keine Eisenbahnzüge an diesem Tage gehen. Und doch könnte nur ein Thor behaupten, daß deshalb die wirtschaftliche Entwicklung in ihnen zurückgeblieben wäre oder sonst sich Nothstände gezeigt hätten.

Nein, es ist ein Unrecht, daß man so vielen Menschen ohne Noth ihren Sonntag nimmt, denn sie bedürfen desselben. „Erstlich um leiblicher Nothdurft willen, welche die Natur lehret und fordert für den gemeinen Hausen, Knechte und Mägde, so die ganze Woche ihrer Arbeit und Gewerbe gewarten, daß sie sich auch einen Tag entziehen zu ruhen und erquicken.“

Darnach allermeist darun, daß man an solchem Ruhetage, weil man sonst nicht dazu kommen kann, Raum und Zeit nehme, Gottes

Dienst's zu warten, also daß man zu Hause komme, Gottes Wort zu hören und handeln, darnach Gott zu loben, singen und beten“ (Luther, G. Kate., Auslegung vom dritten Gebot).

Aber freilich, das hohe Abgeordnetenhaus wird dem Unwesen, das immer fühlbarer und drückender wird, nicht abhelfen, so lange es selbst seine Commissionsitzungen hauptsächlich Sonntag Morgens während des Gottesdienstes hält, und so lange die Amtscloale der Regierungsbehörden, die geistlichen leider nicht ausgeschlossen, am Sonntag geöffnet sind. Wie selbst den sogenannten „geistlichen Behörden“ in ihrem Bureaufatismus alles Gefühl für solche traurigen Zustände abhanden gekommen ist, beweist, daß an dem Gebäude für das Cultusministerium und das Consistorium in Berlin unter den Augen des Cultus-Ministers Falk, der dort auch an dem betreffenden Tage ein- und ausging, ganz ohne Noth stets am Sonntag gearbeitet wurde. Und da wundert man sich, daß die Handwerker, nachdem sie so zur Verachtung des Wortes Gottes ordentlich angeleitet sind, der Kirche den Rücken kehren und der Social-Demokratie zufallen!

In Hannover greift die Separationsbewegung viel weiter um sich, als die öffentlichen Blätter glauben machen möchten. So geht uns auf Privatwegen die Nachricht zu, daß bereits 700 Personen in Nettelfcamp und Umgegend eine vom Staat unabhängige Gemeinde gegründet haben, welche bereits den Bau einer Kirche begonnen hat. In andern Orten ist das Material reichlich vorhanden, und es fehlt nur an Pastoren, welche die zum Austritt Bereiten zu Gemeinden organisiren und später geistlich bedienen könnten.

Wie traurig es mit der Religionsfreiheit auch heute noch in Deutschland, und besonders wohl mit der Religionsfreiheit der Lutheraner in Preußen, aussieht, erkennt man aus folgendem Vorfall. In Hannover hat sich bekanntlich eine Separation gebildet, weil die Synode eine neue Trauliturgie angenommen hat, welche vom Könige von Preußen als oberstem Bischof bestätigt, und davon allgemeine Einführung befohlen ist. Im Kreuzblatt bekämpfte der frühere Cultusminister, Herr v. Hodenberg, dies Trauliturgie als ein falsches, weil wider das zweite und achte Gebot verstoßendes. Darauf wurde er von dem Gericht „wegen Aufreizung wider ein Staatsgesetz“ zu 300 Mark Strafe verurtheilt. Das Gericht ging von der Anschauung aus, daß die Einführungsverordnung vom Könige erlassen sei und deshalb dieselbe einen Theil der Landesgesetze bilde. Pastor Grothe, der Herausgeber des Kreuzblattes, hatte ein Gedicht veröffentlicht, in welchem vor der Union gewarnt wird, und wurde dann wegen Beschimpfung der preussischen Landeskirche zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Trotzdem macht man den Separirten den Vorwurf, daß sie Politik in die Religion mischen. Es scheint, als ob heutzutage in Deutschland die Augsburgische Confession nicht mehr geschrieben werden könnte, ohne daß die Verfasser mit dem Staatsanwalt in Berührung kämen.

Das Merkwürdigste an der Sache ist aber, daß die Socialdemokraten die gräulichsten Lasterungen über Gott, Kirche und alles, was heilig ist, schreiben dürfen, ohne daß die Regierung es wagt, gegen sie aufzutreten.

Synodalversammlung.

Die ev.-luth. Synode von Minnesota u. a. Staaten versammelt sich, s. G. w., am Mittwoch den 19. Juni in der St. Johannisgemeinde Herrn Pastor Streifguth's St. Paul, Minn.

Hauptgegenstand der Verhandlungen: Fortsetzung der Thesen über „die christliche Gemeinde“ und zwar von der 8. Thesis an. Delegaten und Gäste haben sich mindestens 14 Tage vorher beim Districtpastor anzumelden. Die Herren Pastoren mögen nicht versäumen ihre Parochialberichte mitzubringen.

J. Rogler, d. B. Sekretär.

Synodalversammlung.

Die diesjährige Versammlung der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St., wird, so Gott will, in der Kirche der St. Matthäus-Gemeinde zu Milwaukee statt finden, und am 20. Juni Vormittag 10 Uhr mit Gottesdienst eröffnet werden.

Miami, den 29. April 1878.

G. Thiele,

d. B. Sekretär der Synode.

Quittungen.

Für die Colledgeorgel empfangen: Von P. Junter, \$1.00 von P. Doydall 1.00, von P. M. Denninger 50 cts., von G. Gamm 1.00, von einem alten Schüler unserer Anstalt 35 cts., durch Prof. von Lehrer Behrens 50 cts., von Lehrer Purig und dessen Sonntag-Schülern \$4.00, von P. Ungrodt 1.00.

Im Gem. Blatt vom 1. Apr. findet sich bei der Quittung für eingegangenen Gaben zur Zahlung der Orgel ein Irrthum, da die Summe der bis dahin eingegangenen Beiträge nicht \$42.66 ist, sondern wie die einfache Addition ergibt nur \$37.65 beträgt. Dazu die oben quittirten \$9.35 ergibt die Totalsumme von \$47.00.

J. G. Brockmann.

Bei dem Unterzeichneten sind eingegangen für den Studenten Stolz von Herrn W. Wäger in Ridgeville \$10, aus Herrn Pastor Epplings Gemeinde in Kirsham für arme Studierende als Dankopfer einer Wöchnerin \$1.00, aus derselben Gemeinde für denselben Zweck Stercollecte \$17.68.

Solches bescheinigt mit herzlichem Danke Watertown, den 10. Mai 1878

Aug. F. Ernst.

Wittwenkasse: D. P. Jädel Coll. \$24.00, D. P. G. Hoffmann von der Salems Gem. 10.00, von der Dreieinigkeits Gem. 8.21, von ihm selbst 5.00, D. P. Schimpf Stercoll. von der St. Pauli Gem. 10.00, D. P. Köppl aus Peshigo 2.71, aus Menomonee 5.52, von ihm selbst 3.00.

J. Bading.

Für die Anstalt: Past. Höneke, auf Herrn Lehrer Schwarz's Hochzeit gesammelt \$1, — Past. Kilian, Oster Coll. \$5.

Für arme Studenten: Frau Schulz, Dankopfer \$1, D. P. R. Pieper von Wilme Wieje \$2.

Für die Baucasse: Past. Dowidal, Oster Coll. \$8.76.

R. Adelsberg.

Für das Gemeindeblatt: Die Herren Pastoren: Albrecht, XIII, 2.10, Stüren, XIII, 1.06, Höneke XII, 1.01, XIII, 3.00, Kilian, XIII, 15.00, Petri, XIII, 5.25, Brockmann, XIII, 16.85, G. Straffen, XIII, 1.05, Alwardt, XIII, XIV, 2.10.

Die Herren: F. Wagner, D. Brasch, A. Raich, W. Boche, A. Rodenhauer, G. Köhrke, D. Köhrke, W. Winterien, G. Raasch, XIII, 3.15, XIV, 6.85, Fastenau, XI, XII, 2.10.

F. Jädel.

Ich bitte die Brüder um baldmöglichste Mittheilung, ob ihre Gemeinden einen Delegaten zu der Synodal-Versammlung schicken werden oder nicht.

Milwaukee, Wis., 10. Straße, Nr. 781.

A. Höneke.

Todes-Anzeige.

Am vergangenen Sonntag Morgen, am 28. April, ist Frau Wenzel, Wittin des Herrn Johann Gottlieb Wenzel, zu ihrem Herrn Ruhe eingegangen. Die Entschlafene gehörte früher zur Gemeinde des Herrn Pastor Gausewitz in Port Washington. Die Zeit ihrer Wallfahrt brachte sie auf 67 Jahre, 3 Monate und 28 Tage. Sie wurde begraben am 30. April unter zahlreicher Begleitung und allgemeiner Trauer.

Die nun Selige war eine treue, lutherische Christin, welche Gottes Wort und ihre Kirche von Herzen liebte. Friede sei mit ihrer Asche!

Prescott, Pierre Co., Wis., den 1. Mai 1878.

J. Schadegg, Pastor.

Todesanzeige.

Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen, unsere jüngste Tochter Johanna am 3. Mai nach nur 24stündigem Halsleiden abzurufen im Alter von 8 Jahren, 9 Monaten und 19 Tagen. Am 6. Mai, zwei Stunden vor der Beerdigung derselben, starb auch unser jüngster Sohn Traugott im Alter von 11 Jahren. Wolle der Herr uns in unserer Trauer reichlich trösten.

L. Gensfle.